

RICHARD VOß



BRUTUS,
AUCH DU!

Brutus, auch Du!

Richard Voß

Inhalt:

[Richard Voß - Biografie und Bibliografie](#)

[Brutus, auch Du!](#)

[Italien](#)

[Ein früher Sommertag in Rom](#)

[Erster Teil](#)

[Erstes Kapitel](#)

[Zweites Kapitel](#)

[Drittes Kapitel](#)

[Viertes Kapitel](#)

[Fünftes Kapitel](#)

[Sechstes Kapitel](#)

[Siebentes Kapitel](#)

[Achtes Kapitel](#)

[Neuntes Kapitel](#)

[Zehntes Kapitel](#)

[Elftes Kapitel](#)

[Zwölftes Kapitel](#)

[Dreizehntes Kapitel](#)

[Vierzehntes Kapitel](#)

[Fünfzehntes Kapitel](#)

[Sechzehntes Kapitel](#)
[Siebzehntes Kapitel](#)

[Zweiter Teil](#)

[Erstes Kapitel](#)
[Zweites Kapitel](#)
[Drittes Kapitel](#)
[Viertes Kapitel](#)
[Fünftes Kapitel](#)
[Sechstes Kapitel](#)
[Siebentes Kapitel](#)
[Achtes Kapitel](#)
[Neuntes Kapitel](#)
[Zehntes Kapitel](#)
[Elftes Kapitel](#)
[Zwölftes Kapitel](#)
[Dreizehntes Kapitel](#)
[Vierzehntes Kapitel](#)
[Fünfzehntes Kapitel](#)
[Sechzehntes Kapitel](#)
[Siebzehntes Kapitel](#)
[Achtzehntes Kapitel](#)

[Dritter Teil](#)

[Erstes Kapitel](#)
[Zweites Kapitel](#)
[Drittes Kapitel](#)
[Viertes Kapitel](#)
[Fünftes Kapitel](#)
[Sechstes Kapitel](#)
[Siebentes Kapitel](#)
[Achtes Kapitel](#)
[Neuntes Kapitel](#)
[Zehntes Kapitel](#)

[Elftes Kapitel](#)
[Zwölftes Kapitel](#)
[Dreizehntes Kapitel](#)
[Vierzehntes Kapitel](#)
[Fünfzehntes Kapitel](#)
[Sechzehntes Kapitel](#)
[Siebzehntes Kapitel](#)
[Achtzehntes Kapitel](#)
[Neunzehntes Kapitel](#)
[Zwanzigstes Kapitel](#)

Brutus, auch Du!, R. Voß
Jazzybee Verlag Jürgen Beck
86450 Altenmünster, Loschberg 9
Deutschland

ISBN: 9783849639402

www.jazzybee-verlag.de
www.facebook.com/jazzybeeverlag
admin@jazzybee-verlag.de

Richard Voß - Biografie und Bibliografie

Dichter und Schriftsteller, geb. 2. Sept. 1851 auf dem Dominium Neugrape in Pommern, machte frühzeitig größere Reisen, besonders in Italien, schloß sich 1870 als Johanniter den deutschen Heeren an, bis ihn eine Verwundung zur Ausübung dieses Berufs untauglich

machte, widmete sich darauf in Jena und München philosophischen Studien und lebte seitdem, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, teils zu Frascati bei Rom, teils in Berchtesgaden. V.' Name wurde in weitem Kreise zuerst bekannt durch die Trauerspiele. »Die Patrizierin« (Frankf. 1881) und »Luigia San Felice« (das. 1882). Voraus gingen das Schauspiel »Unfehlbar« (Kassel 1874) und die Tragödien: »Savonarola« (Wien 1878), »Magda« (Zür. 1879); spätere Dramen des talentvollen Autors sind: »Pater Modestus« (Leipz. 1883), »Regula Brandt« (das. 1883), »Unehrlich Volk« (Dresd. 1884), »Der Mohr des Zaren« (das. 1883), »Brigitta« (das. 1887), ferner »Mutter Gertrud«, »Alexandra« (beide 1888), »Wehe dem Besiegten« (1888), »Eva« (1889), »Die neue Zeit«, seine bedeutendste Tragödie (1891), »Unebenbürtig«, »Schuldig«, »Der Väter Erbe« (1892), »Malaria«, »Jürg Jenatsch« (1893), »Arme Maria«, »Daniel Danieli« (1894), »Zwischen zwei Herzen« (1895), »Der König« (1896) u. a., diese sämtlich, nebst dem Märchenspiel »Die blonde Kathrein« und dem Legendenspiel »Das Wunder«, in Reclams Universal-Bibliothek erschienen. Außerdem veröffentlichte er: »Nachtgedanken« (Jena 1871); »Visionen eines deutschen Patrioten« (Zürich 1874); »Helena. Aus den Papieren eines verstorbenen Pessimisten« (das. 1874); »Scherben, gesammelt vom müden Mann« (anonym, das. 1875; neue Folge 1878); »Frauengestalten« (Bresl. 1879) und eine Reihe von Romanen und Erzählungen, wie: »Bergasyl, eine Berchtesgadener Erzählung« (Frankf. 1882; 3. Aufl., Stuttg. 1898); »Rolla, die Lebenstragödie einer Schauspielerin« (Leipz. 1883, 2 Bde.); »Römische Dorfgeschichten« (Frankf. 1884; 4. Aufl., Stuttg. 1897); »Die neuen Römer« (Dresd. 1885, 2 Bde.; 4. Aufl. 1905); »Die neue Circe« (das. 1885, 3. Aufl. 1892); »Der Sohn der Volskerin« (Stuttg. 1886); »Michael Cibula« (das. 1887, 3. Aufl. 1905); »Die Auferstandenen« (Dresd. 1887, 2 Bde.); »Daniel, der Konvertit« (Stuttg. 1888, 3 Bde.; 2. Aufl.

1893); »Erlebtes und Geschautes«, Bilder aus Italien (Jena 1888); »Kinder des Südens«, römische Geschichten (Stuttg. 1889); »Novellen« (Berl. 1889); »Die Sabinerin« (Stuttg. 1890); »Juliane« (das. 1890, 2. Aufl. 1904); »Der Mönch von Berchtesgaden und andre Erzählungen« (das. 1891); »Villa Falconieri« (das. 1896); »Aus meinem römischen Skizzenbuch« (Leipz. 1896); »Unter den Borgia« (Berl. 1897); »Der neue Gott« (Stuttg. 1898); »Die Rächlerin und andre römische Novellen« (das. 1899); »Südliches Blut« (das. 1900); »Sigurd Eckdals Braut« (das. 1900); »Amata« (das. 1901); »Die gute Fra Checco« (das. 1901); »Das Opfer« (Bresl. 1901); »Psyche« (Bielef. 1901); »Römisches Fieber« (Stuttg. 1902, 3. Aufl. 1903); »Die Leute von Valdaré«, Roman aus den Dolomiten (1. bis 3. Aufl., das. 1903); »Samum« (das. 1903); »Ein Königsdrama« (das. 1903, 2 Bde.); »Neue römische Geschichten« (das. 1904); »Die Reise nach Mentone« (das. 1904, 2 Bde.).

Autobiographisches lieferte er in der Schrift »Allerlei Erlebtes« (Stuttg. 1902). V. hat bei seiner Vorliebe für das Düstere und Unerquickliche trotz starker Begabung keine ganz durchschlagenden und dauernden Erfolge erzielt; es mangelt seiner Kunst das Bodenständige und die überzeugende Lebenswahrheit. Vgl. Goldmann, Richard V. (Berl. 1890). Voß verstarb am 10. Juni 1918 in Berchtesgaden.

Brutus, auch Du!

Allen Deutschen, die Rom und Italien lieben und die über Italiens Treubruch voll zornigen Schmerzes sind, zugeeignet

»*Sklavin Italia*, alles Leids Kastell,
Schiff ohne Steuermann im Wirbelwinde.
Nicht der Provinzen Herrin; nein, Bordell!
Du bietest den Lebend'gen überall
Nur Krieg: und schon zernagen sich die Leute.
Die doch umhegt *ein* Graben und *ein* Wall.
Unsel'ge, such an deinen Küsten heute.
Und schau in deine Brust, ob rings umher
Ein Ort ist, der sich Friedens noch erfreute?«
Dante, aus dem sechzehnten Gesang des »Fegefeuer«

Italien

Als in den ersten Augusttagen zu lesen war, Italien erachte den Bündnisfall nicht für gegeben, haben unsere ausrückenden Truppen das zwar gelesen, aber verstanden haben sie es nicht. Sie glaubten im Elsaß die italienischen Brüder zu treffen, und die Gerüchte über italienische Truppentransporte hörten nicht auf. So unbegreiflich war unserm Volk der Tatbestand; wie es selbst im umgekehrten Fall ohne Besinnen und ohne Gedanken an eigenen Vorteil dem Bundesgenossen beigesprungen wäre, so hielt es für selbstverständlich, daß die Italiener uns beisprängen ... Unsere Aufgabe ist es jetzt, Töpfe und Schüsseln zu zerschlagen. Das Völkerrecht enthält noch keine Regeln über erpresserische Bundesgenossen: die deutschen und die österreichisch-ungarischen Bundesgenossen müssen diese Regeln erst schaffen. Es handelt sich nicht um Krieg, sondern um Razzia. Das deutsche Volk muß aus dem Traum erwachen, der es seit tausend Jahren über die Alpen zog; aus dem Traum, daß jenes schöne Land eine Geliebte sei, mit der ein Bund der Treue bestehen könne; seine Regierung ist die Dirne, die sich den Völkern Europas anbietet und sie vergiftet. Nie wird Friede zwischen uns herrschen, solange sie ihrem Gewerbe nachgeht.«

Süddeutsche Monatshefte, Juni 1915.

»Seit die Deutschen in die Geschichte eingetreten sind, haben sie sich nie auf die Heimat und ihre nächsten Aufgaben beschränken können. Voll Anerkennung und Bewunderung für jede geschichtliche Größe, haben sie alles, was menschlich ist, in ihr Gebiet hineingezogen, haben alle weltbewegenden Ideen mit voller Wärme ergriffen, und nichts ist ihnen fremd und fern gewesen, das sie sich nicht anzueignen versucht hätten. Dabei sind sie öfter als andere Nationen in die Lage gekommen, daß sie das Erreichbare und Notwendige verschmähten, um das Unmögliche zu gewinnen; sie sind mehr als andere Täuschungen, Irrgängen, Demütigungen ausgesetzt gewesen, aber sie haben mit zäher Ausdauer immer neue Wege versucht, und so haben sie auch, nachdem sie sich von dem Drucke Roms freigemacht hatten, in voller Unabhängigkeit den Austausch, den geistigen, auf den Italien und Deutschland von Natur angewiesen sind, aufs neue begonnen.

Diese Idee von der Gemeinsamkeit aller geistigen Interessen der Menschheit und dem einheitlichen Zusammenhang aller wahren Erkenntnis haben die Deutschen niemals aufgegeben; darum huldigen sie den Stätten, von denen Kunst und Weisheit ausgegangen ist, und verbinden die Völker zu gemeinsamer Pflege des geistigen Besitzes, dessen Geltung über den Kreis der einzelnen Völker und Zeiten hinausgeht; sie sind das priesterliche Volk, welches berufen ist, in reinen Händen die ewigen Güter der Menschheit zu tragen.«

Curtius, aus: »Rom und die Deutschen.«

Ein früher Sommertag in Rom

Bereits beginnt die heiße Zeit. Während ihrer Dauer bezieht der reiche und vornehme Römer seine von grauen Terrassen umgebenen, von bunten Gärten umblühten, von schwärzlichen Hainen umschatteten Landsitze, woselbst er in al fresco ausgemalten, von Marmorsäulen getragenen Hallen, bei dem Rauschen der Brunnen seine sommerliche Siesta hält, das süßeste »Far niente« von der Welt. Oder er begibt sich mit Dienerschaft und Waffengepäck in die Modebäder seiner beiden klassischen Meeresküsten, steigt hinauf in die großen Fremdenherbergen des Engadins, hier und dort ausruhend von den gesellschaftlichen Lebensmühen des Winters, die für ihn Lebensfreuden bedeuten, die einzig von ihm gekannt, die einzig wünschenswerten und wahren.

Dagegen bleibt der römische Bürger in seiner geliebten Kapitale, in deren Häuserburgen, darin jeder Raum von früh bis spät verdunkelt ist, er sich tagsüber verkriecht, vor jedem Sonnenstrahl flüchtend. Erst gegen Abend wagt er sich hinaus ins Freie, in die sonnenlose Enge der Gassen, in den Corso Umberto vor Cafe Aragno, die Konditoreien auf Piazza Colonna und all die andern zahllosen Kühlanstalten der Ewigen Stadt. Erst gegen Sonnenuntergang erklimmt er, schön angetan, den Monte Pincio, strömt in Scharen in die Villa Borghese. Oder er zieht mit Weib und Kind vor eines der Tore in irgend eine bescheidene ländliche Trattoria.

Doch dann, nach Anbruch der Nacht, wagt Roms Volk durch Roms Straßen, füllt es Roms Plätze, schlürft Limonade, kühlt sich an Gefrorenem und Granita, schwatzt, liebelt und liebt, beklatscht die Melodien seiner musikalischen Lieblinge Mascagni, Puccini und des

vergötterten Verdi. So lebt der Römer über den Sommer und freut sich seines Lebens; so lebt er Tag für Tag bis lange nach Mitternacht.

Dieses so vergnügt und dabei so genügsam lebende Rom schläft bis in den Tag hinein von seinen Sommernachtsfreuden aus. Bis spät bleiben Läden und Magazine geschlossen. Nur die Händler mit Gemüse und Früchten breiten bereits in aller Herrgottsfrühe ihre Waren aus, die während der Nacht auf rasselnden Karren eintreffen: entweder aus den Gärten und Fruchtgefilen der Campagna oder von den Albaner- und Sabinerbergen. Jeder der Verkäufer dieser überschwenglichen Fruchtbarkeit des Südens ist unbewußt ein Künstler; denn jedes Gewölbe bildet ein Gemälde, ein mit Meisterschaft ausgeführtes Stilleben, auch was das Kolorit betrifft.

Und die Blumen in dem frühsummerlichen Rom! Besonders Nelken und Rosen. Nelken und Rosen um die hundert Wasserbecken und Springbrunnen; Nelken und Rosen auf der Spanischen Treppe; Nelken und Rosen vor den Eingängen der Kirchen und Paläste; Nelken und Rosen an allen Straßenecken; Nelken und Rosen in solchen Mengen, daß ihr Wohlgeruch die Stadt der heiligen Märtyrer Peter und Paul erfüllt und es in unserer christlichen Zeit fast ist, als wäre das Rom Viktor Emanuels noch das Rom Caligulas und Neros, in dem zu den Zirkusspielen selbst die Plebs mit Nelken und Rosen sich kränzte, mit blühendem duftendem Scharlach und Purpur.

Zu keiner andern Jahres- und Tageszeit ist daher Rom, das erhabene Rom, von solcher wahrhaft lieblichen Schönheit wie an einem Sommermorgen unter einem Azurhimmel, der noch nicht in verzehrenden Gluten entbrennt. Lediglich der Römer belebt zu solcher frühen Stunde die Kosmopolis am Tiber, und keine Fremdenhorden sind sichtbar; nicht

einmal die blondhaarigen Söhne und Töchter Deutschlands und Albions, von denen die einen in ein römisches Straßenbild genau so schlecht passen wie die anderen. Und doch werden Rom und Italien von beiden heiß umworben, glühend geliebt.

Heiß umworben und glühend geliebt wird Rom, wird Italien vornehmlich von den Deutschen, die voll Pathos von »ihrem Italien«, von »ihrem Rom« zu sprechen pflegen, und das mit keiner anderen Berechtigung, als weil sie seit Jahrhunderten in der phantastischen Einbildung leben – eine Einbildung, vererbt von Generation auf Generation –, ihre Liebe zu Rom und Italien sei eine heilige und verleihe ihnen daher ein geistiges Besitzrecht auf das heißgeliebte Land.

Von der deutschen heiligen, weil idealen Liebe zu Italien und Rom, von der Deutschen schwerer Liebesschuld wider sich selbst, soll auf diesen Blättern berichtet werden. Auch davon, wie sie ihre Schuld büßen müssen, gleichfalls schwer genug, wie jede Schuld gebüßt werden muß. Denn:

»Jede Schuld rächt sich auf Erden!«

Richard Voß.

Erster Teil

Erstes Kapitel

Es waren aber doch Fremde, die eines frühen Sommermorgens in Roms Straßenbild eine höchst unrömische Staffage bildeten, und zwar waren es Deutsche. Sie fuhren in einem Mietwagen, einer »botte«,

aus dem Gassengewirr nächst der Via Babuino dem Venezianischen Platz zu. Die kleine nordische Gesellschaft bestand aus drei Personen, einem sehr ältlichen, sehr respektablen Paar und einer nicht mehr allzu frühlingshaft jungen Dame. Schon in der Art, wie das Trio sich kleidete, waren sie als Vollblutgermanen zu erkennen. Allerdings trug der alte Herr des Sommers wegen nicht den geliebten langschößigen schwarzen Gehrock des deutschen Gelehrten, sondern ein leichtes helles Gewand. Aber wie dieses an seinem hageren, langaufgeschossenen Leibe hing, die Form seines Hutes, die Farbe seiner Krawatte und seine unförmlichen gelbbraunen Stiefel – allein dieses verriet dem Römer auf den ersten Blick einen von jenseits der Alpen, ein Erkennen seiner Nationalität, die *Professor Rudolf Müller* – so echt germanisch lautete des Würdigen Name – nicht gerade für ein Kompliment hielt: hatte er sich doch nahezu volle fünfzig Jahre am Strande des Tibers der edlen Malkunst befleißigt, konnte keine andere Stätte der Welt als Ort des Lebens sich vorstellen, würde es, trotz seines niemals verläugneten Deutschtums, als höchste Schmeichelei empfunden haben, wäre er von irgend einem unschuldigen Gemüt der Ewigen Stadt für einen Römer gehalten worden, ein Glück, das ihm jedoch zu seinem geheimen Kummer niemals zuteil wurde. Hätte der Rosselenker – es war ein »Romano di Roma« – von dieser echt deutschen Schwäche seines Fahrgasts eine Ahnung gehabt und ihn als Landsmann angesprochen, so hätte er nicht nur das Doppelte der Taxe fordern dürfen, sondern er wäre außerdem mit einem königlichen Trinkgeld – einer »buona mancia reale« – belohnt worden. Das Schmerzlichste, was Professor Müller in dieser Hinsicht erleben konnte, war, daß er trotz seines so langen Verweilens in Rom von einer der mit allerlei schlechtem Kram handelnden menschlichen Schmeißfliegen beständig in schauderhaftem Deutsch als Deutscher angesprochen ward.

Diesen bald fünfzigjährigen Aufenthalt hatte er in seiner Jugend nur ein einziges Mal unterbrochen. Das war, als das schnöde Frankreich seinem Vaterlande den Krieg erklärte. Als Freiwilliger war der blondhaarige Jüngling hinausgezogen in den heiligen Kampf für Deutschlands Recht, um nach Deutschlands Sieg, mit dem Eisernen Kreuz auf der Brust, zurückzukehren nach seinem geliebten Rom.

Die alte Dame neben dem ehrwürdigen Altmeister würde selbst von einem Bewohner der lateinischen Meeresküste, also von einem Halbwilden, als Germanin erkannt worden sein, wofür sie auch durchaus gehalten sein wollte, eine Tatsache, die zwischen ihr und dem Professor einen unüberbrückbaren Abgrund bildete. Sie trug einen Hut, wie sie solchen bereits vor dreißig Jahren getragen, und über ihrem großgeblühten Kattunkleid prangte eine Pelerine aus dem nämlichen grellfarbigen Stoff. Der Hut, mit mächtigen krebssroten Mohnblumen garniert, war ebenso wie der Umhang selbstverfertigt; denn die Trägerin dieser Kunstwerke hätte es für eine Schande gehalten, ihren ziemlich umfangreichen Leib von einer Schneiderin kleiden oder ihr nach Großmuttermode frisiertes Haupt von einer Putzmacherin schmücken zu lassen. Die Dame wurde von dem Herrn mit dem breitrempigen Hut in besonders vertraulichen Augenblicken »Tante Minchen« genannt und war dessen unverehelichte Schwester, die nach dem vor sechsundzwanzig Jahren erfolgten Ableben der Frau Professorin zur Pflege eines neugeborenen Kindes und des Witwers von Naumburg an der Saale nach Rom übergesiedelt war, schweren Herzens genug. Dieser Schmerz um die verlassene Heimat hatte sich in den langen Jahren ihres römischen Aufenthalts nicht abgeschwächt. Als Tante Minchen jedoch einmal ihre Familie in Naumburg besuchte, wäre sie vor Heimweh nach Rom fast gestorben,

obgleich sie an Rom und den Römern nicht das geringste Gute ließ und nicht aufhörte, Rom und die Römer mit Naumburg und den Naumburgern zu vergleichen, natürlich sehr zugunsten der idyllischen Stadt an der Saale und deren freundlichen Bewohnern.

Gleichfalls eine Vollblutdeutsche nach Aussehen und Tracht war des Professors nicht mehr allzu jugendliches Töchterlein, welches bis dahin ihr nordisches Heimatland noch mit keinem Fuße betreten hatte und das Abbild ihrer blauäugigen, blondhaarigen Mutter war. Zu ihres Vaters nicht geringem Stolz wurde sie in Rom geboren, war also in Wahrheit eine Römerin und hatte als solche bei der Taufe in der deutschen Botschaftskapelle auf dem Kapitol den Namen »Romana« empfangen. »Romana« bei diesem flachsblonden Haar, diesen vergißmeinnichtblauen Augen, dieser germanischen Anmutlosigkeit und einer Sprache, die bedenklich nach dem gewiß sehr hübschen Dialekt der guten Leute von Naumburg an der Saale sich anhörte, in dem bis heutigestags Vater und Tante redeten. Jedenfalls war der majestätische Name des guten Kindes sein Unglück: klang doch »Romana« wie ein Spottname auf Körper und Geist seiner Trägerin, die übrigens die beste Seele von der Welt war, geradezu engelhaft, der Seraph des Hauses.

Hinter dem Wagen mit diesen drei Personen fuhr ein zweiter, hoch beladen mit Gepäck, bewacht von der Dienerin des Hauses, einer gleichfalls überaus umfangreichen Persönlichkeit in sabinischer Landestracht. Auch sie war bereits ältlich, aber von welcher Rasse! Dabei ehemals eine Schönheit, noch heute eindrucksvoll, mit kohlschwarzen mächtigen Augen, die Flammen sprühen konnten, reichem gewellten Haar, gleichfalls von Rabenschwärze, und – leider etwas verfetteten – »klassischen« Zügen, Sie hieß Filomena, gehörte ganz zur

Familie des Professors, war treu wie Gold und im Hause Müller eine Macht: war sie doch als Witfrau ins Haus gekommen, und zwar in der hochbedeutsamen Eigenschaft einer Amme – einer »balia« – des mutterlosen Kindes. Und was eine »balia« im Lande deutscher Sehnsucht besagen will, kann nur derjenige ermessen, der ein solches wichtiges Wesen an seinem eigenen Kinde, also gleichsam an seinem eigenen Leibe, erfahren hat. Eine Würde war's, die Herrscherinnenrechte verlieh. Dame Filomena stammte aus Olevano, nach welchem berühmten Ort – berühmt auch durch die Liebe der Deutschen – ihre Herrschaft an diesem frühen Junimorgen sich zur Sommerfrische begab. Gerade diesen Sommer wurden es volle fünfzig Jahre, daß der Mann aus dem Norden die sabinische Felsenstadt für sich entdeckt hatte. Während nahezu voller fünfzig Jahre hatte der jetzt greise Künstler Olevano in Landschaftsbildern und Figuren verherrlicht. Seine Gemälde von Stadt und Volk des Sabinergebirges waren durch die Welt gewandert und hatten zu dem Ruhm der Stätte nicht wenig beigetragen.

Daß er dieses vermocht, war des Überbescheidenen größtes Glück, ein Glück, das ihm selbst von seinen Feinden, hätte der Gute deren gehabt, von Herzen gegönnt wurde.

Zweites Kapitel

Professor Müller begab sich also mit den Seinen nach Olevano ins Sabinergebirge, seinem fünfzigjährigen Sommersitz. Er hätte zum großen Teil die Bahn benützen können, entweder bis Valmontone oder bis Subiaco. Aber mit der Eisenbahn nach Olevano – der alte Herr hätte sich dessen geschämt! Entehrend wäre es gewesen für einen Künstler, der zu den Beglückten gehörte, welche einstmals gleich Winckelmann und Goethe mit dem Vetturin durch

die Porta del Popolo, dieser heiligen Pforte der Pilger von Norden her, in Rom eingezogen waren. Schon während seines ersten römischen Sommers war Rudolf Müller zu Fuß nach der schönen felsumschlossenen Sabinerstadt gewandert, eine Wallfahrt, von deren Weihe die junge Generation keine Ahnung besaß. Jetzt war der damals Junge ein Greis; also war es mit dem fröhlichen Wandern vorbei. Zum Glück gab es selbst in dem modernen Rom – allen Göttern Roms und Griechenlands sei Roms Metamorphose in eine neuzeitliche Großstadt geklagt! – zum Glück für dergleichen sonderbare Schwärmer gab es in der barbarisch modernisierten Kapitale des geeinigten Italien noch Landkutschen. Von einem gewissen Platz aus unter dem Kapitolinischen Felsen fuhren diese ehrwürdigen Vehikel an bestimmten Tagen der Woche aus Roms Toren nach allen Richtungen durch die Campagna bis zu den fernen Gebirgen, Volk der Campagna und der Berge als geduldige Fahrgäste, das nämliche Volk, welches seit Jahrtausenden das von Göttern und Menschen geliebte Land bewohnte, mit den nämlichen Anschauungen und Sitten, der nämlichen Lebensweise seiner Vorväter. Das aber, gerade das war es, was der deutsche Künstler leidenschaftlich liebte: unverfälschtes, urwüchsiges Volk der römischen Wildnis und Felsenberge, Dieses Volk kannte der alte Germane, und dieses Volk liebte er. Auch war es dieses Volk, das dem deutschesten aller Namen: »Müller« in der Sabinerstadt ein wohl lautendes »o« anhängte, durch welchen kleinen kugelrunden Buchstaben der durch seine allzu große Häufigkeit so banale Name in den so viel klangvolleren »Muellero« verwandelt und gewissermaßen geadelt ward. Auch konnte die italienische Zunge, die noch heutigentags in der erhabenen Sprache Petrarca's, Dantes und Ariosto's redete, den »Muellero« wenigstens aussprechen.

Durch das sommerliche Rom rollte die Familie in aller Frühe der Stelle zu, wo die nach Olevano über Palestrina und Genazzano fahrende Landkutsche ihrer wartete. Im Vorüberfahren grüßte der Meister auf dem Spanischen Platz das antike Brunnenschiff und die schönste Treppe der Welt, auf deren untersten Stufen bereits Wälle von Nelken und Rosen sich türmten. Er grüßte in Via Condotti – auch sie sollte die Schmach einer »Elektrischen« erfahren – Café Greco, die Stätte geweihter Erinnerungen jener Deutschen, die noch das alte, das wahre Rom gekannt hatten; und im Korso ärgerte er sich über die Zeitungsverkäufer, die mit barbarischen Stimmen einen Sieg Italiens über Tripolitanien ausschrieten, einen Sieg in dem schmachvollen Kriege eines Bundesgenossen Deutschlands, dieses unverbrüchlich Getreuen. Und der alte Künstler ärgerte sich auf dem Venezianischen Platz über das Denkmal Viktor Emanuels, welches dieses Herrschers ebenso unwürdig war wie Italiens Angriff auf ein wehrloses Volk von Halbwilden. Auch heute schämte sich der Greis in seine ehrliche Künstlerseele hinein über die berghohe Anhäufung antiken Marmors, schlechter Vergoldung und gemeinen Stucks, ein Monument künstlerischer Unkultur wie er kein zweites kannte. Aber dann das Kapitol! Das Kapital mit der Treppe und der Kirche von Aracoeli, der Bildsäule Mark Aurels, Michelangelos Konservatorenpalast und – der deutschen Botschaft! Bald darauf kam Piazza Montanara mit ihrem Volksgewühl inmitten eines Rom, das immer noch ein Stück des alten Rom war. Wenigstens ein Stück!

Seelenvergnügt, wie es nur ein Deutschrömer, nur ein alter Künstler mit jungem Herzen in seinem geliebten Italien sein kann, saß Sor Rodolfo auf dem steinharten Hochsitz der urväterlichen Landkutsche, eingeklemmt zwischen dem bürgerlichen Vetturin und einem geistlichen Herrn, der in Rom seinem Bischof aufgewartet hatte und nun in sein sabinisches Bergnest zurückkehrte. Des Professors Gepäck

lag wohlverstaut auf dem Verdeck des mehr als ehrwürdigen Fahrzeugs, zusammen mit einem Hügel von Körben, Schachteln und allerlei geheimnisvoll Verschnürtem; des Professors weibliche Begleitung war in dem wegen des Staubes fest verschlossenen Innern des Wagens untergebracht nebst mehreren andern Mitgliedern des schönen Geschlechts. Es waren Frauen von dem doppelten Umfang der gewiß nicht gerade zierlichen Tante Minchen; Frauen mit üppigem Busen, von ihrem »busto« wie von einem Panzer umschlossen. Sie trugen Lasten spitzenbesetzter weißer Tücher auf dem Haupt und dicke Korallenketten um den bronzefarbenen Hals oder sie waren mit Goldschmuck beladen, jedes Stück monumental, dazu tief niederhängende goldene Ringe als Ohrgeschmeide. Diese Urechten spreizten ihr stattliches Beinwerk weit auseinander, hielten umfangreiche Körbe voller Eßwaren fest umklammert auf dem Schoß, schwatzten mit kreischender Stimme das Blaue von Roms Sommerhimmel herab, erwiesen jedoch den beiden sogleich als Deutsche erkannten Fremdlingen alle Höflichkeit, was Fräulein Mina Müller, trotz schwerbedrückten Gemütszustandes – sie gedachte eines längst vergangenen Sommertags auf der Rudelsburg bei Kösen – huldreichst anerkannte.

Vorbei ging es am Forum und Palatin; vorbei am Konstantinsbogen und Kolosseum; vorbei an Obelisk, Palast und Kirche des Laterans zur Porta Maggiore. Alsdann auf der alten Via Labicana hinaus in die Campagna, hinein in die Sommerpracht der römischen Landschaft, wo aus den versumpften Bachläufen und um die braunroten Ruinen der Wasserleitungen grünblaues Röhricht, hoch wie Bambus, aufschöß; wo Rosen meilenlange Hecken bildeten, großblumiger Mohn die Felder mit Scharlach überzog und Lerchenchöre himmelan stiegen in einem Jubel, als wollten sie den Preis von Roms Herrlichkeit emportragen zur Gottheit.

Mit echt deutscher Ergriffenheit hatte der Professor diese Natur als Jüngling empfunden und genau ebenso tief empfand er sie an diesem leuchtenden Sommertag als Greis. Gleich ihm erging es Tausenden seiner Landsleute, denen gütige Götter Auge und Herz für dieses gelobte Land deutscher Sehnsucht geöffnet. Außer seinem sehr späten und sehr kurzen Eheglück, seiner ihm in reichlichem Maße zuteil gewordenen Anerkennung als tüchtiger Künstler, erachtete er als sein höchstes Glück, daß ihn das Schicksal schon in jungen Jahren nach Rom geführt hatte und ihm gegeben worden war, in Umrissen und Farben zu sagen, was er so leidenschaftlich liebte, so überschwenglich empfand. Sein heißer Wunsch war, alt, recht alt zu werden; nur deswegen recht alt, um in Landschaften und Figuren recht lange sein Italien verherrlichen zu können. Hätte ihm seine Frau einen Sohn geboren, so würde er dem Knaben für sein Leben nichts Höheres haben mitgeben können, als die glühende Liebe zu Italien. Aber auch seine Tochter war darin seines Geistes Kind; nur schmerzte ihn, daß ihm noch immer kein lieber Schwiegersohn eine Schar blühender Enkel in sein sonst so gesegnetes Haus gebracht hatte, gesegnet auch durch irdische Güter. Denn ein »Rudolf Müller« wurde selbst in dieser Zeit neuer und neuester Kunst von vermöglichen Romschwärmern teuer bezahlt. Allerdings nur von solchen ...

Der Tag begann heiß zu werden, ein römischer Sommertag in seiner ganzen prangenden Herrlichkeit. Das schwerfällige Fuhrwerk, von vier mit klingenden Schellen behangenen Rossen gezogen, wirbelte auf der weißen Landstraße Staub in solchen Mengen auf, daß der Professor auf seinem Hochsitz wie ein auf die Erde herabgestiegener Jupiter thronte, um dessen olympisches Haupt sich noch immer Wolkendunst sammelte. Wie durch silberne Schleier sah er die Landschaft, die

scharlachfarbenen Mohnfelder, die Hecken wilder Rosen, die Bollwerke ultramarinblauer Winden und bunten Geißblattes; sah er die rotbraunen Ruinen antiker Villen und mittelalterlicher Wachttürme; sah er die Sabiner- und Albanerberge. Und er sah im Westen die ferne Meeresküste mit den schwärzlichen Wildnissen der Buschwälder.

Nachdem das Gefährt Roms Mauerring hinter sich gelassen, leuchtete dem Reisenden schon von weitem unter einem umwaldeten Felsgipfel ein schloßähnliches Gebäude entgegen. Der Berg trug einstmals die Burg von Tusculum, und das leuchtende Haus war die Villa Falconieri. Frei und stolz erhob sich der königliche Bau über den Ölwäldern und Rebenhügeln der schönsten aller Städte des alten Latium: über Frascati. Der weithin schimmernde Palast wurde von dem alten Germanen mit Begeisterung begrüßt, war er doch inmitten des römischen Berglandes ein Stück Deutschland, Eigentum des Deutschen Kaisers, zugleich ein Asyl deutscher Kunst und Gelehrsamkeit, also eine Weihestätte, von guten Menschen bewohnt. Denn für den Professor war es undenkbar, daß Kunst und Wissenschaft dem Menschen nicht den geistigen Adel verleihen sollten, wobei er jedoch nicht an sich selbst dachte, der er sich des Namens eines »Künstlers« für unwert erachtete, für solche hehre Himmlische hielt der Greis die Göttin, der er in Demut diente, als einer der Letzten und Geringsten ...

Schnell machte er mit seinen beiden Nebenmännern, dem Vetturin und dem geistlichen Herrn, Bekanntschaft, zu seinem geheimen Kummer auch von diesen beiden sogleich als Deutscher erkannt. Schuld daran konnte lediglich sein etwas mangelhaftes »R« sein, welches der Italiener so virtuos herunterschnarrt. Und wie hatte der Professor wegen dieses für die italienische Aussprache so wichtigen Buchstabens sich abgequält! Eigens zur Übung des »R« hatte er sich höchst kunstvoll einen Satz zusammengestellt

und jeden Morgen und Abend als Lautgymnastik getrieben, dabei die Zunge genau in vorschriftsmäßiger Lage haltend. Die Sprachübung lautete: »Questo Nerone era un gran Imperator romano.« Aber selbst solche zungenbrecherische Lektion hatte nicht geholfen, den Italienern den unverfälschten Germanen zu verbergen.

Die Unterhaltung der drei: des Deutschen, des Priesters und des ländlichen Rosselenkers, drehte sich ausschließlich um Italiens gegenwärtigen Krieg an der afrikanischen Küste. Als treuer Bundesgenosse der beutelustigen Halbinsel verschwieg Rudolf Müller seine Meinung über ein Abenteuer, für welches die beiden Römer nicht die leiseste patriotische Begeisterung hegten, den Krieg lediglich vom Standpunkt des praktischen Interesses betrachtend. Ihr Vaterland bedurfte in Gottes Namen einer neuen Eroberung, ganz gleich durch welche Mittel. Sogar der Vetturin fand für seine Anschauungen Worte höchsten Pathos, eine Sprache im Munde des gewöhnlichen Mannes, die des Professors schweigende Entrüstung in offenkundiges Entzücken verwandelte. Es war eben ein Volk, dessen geringste Söhne sich einer geradezu berauscheden Sprache befleißigten. Was Wunder, wenn diese begnadete Nation sich in eine Ekstase schwatzte, in der sie heilig glaubte, was sie so hinreißend auszudrücken verstand!

Und wie stolz dieses Volk auf sein Vaterland war! Die Straße führte durch ein Gelände, darin jeder Fußbreit klassisches Gebiet war, jeder Stein Weltgeschichte predigte. Der geistliche Herr war ein armer Landpfarrer in schmiereriger Sutane, für den ein Gericht mit schlechtem Öl angemachter Makkaroni als Festessen galt. Aber wie kannte der Mann seine Campagna! Daß er einen Archäologen hätte beschämen können! Der Vetturin konnte weder lesen noch schreiben. Aber als er an dem

hochgelegenen Colonna vorbeifuhr, erzählte er seinem deutschen Fahrgast von dem großen Geschlecht, dessen Wiege jener Ort war, und er zeigte ihm die Stätte von Gabii, wo Romulus und Remus, der Legende nach, ihre gymnastische Ausbildung genossen hatten: »Hanno fatto i loro studii!« Und gar als auf braunem Bergrücken über silbernen Olivenwäldchen Palestrina aufstieg. Da erfuhr der Deutsche aus dem Munde des Priesters die Geschichte des einst hochherrlichen Präneste mit dem gewaltigen Tempelbezirk der goldenen Fortuna, als hielte ihm ein Historiker darüber Vortrag, und der Rosselenker berichtete leuchtenden Auges von den Kämpfen der mittelalterlichen Barone jener berühmten Stadt, als hätte der Analphabet Ferdinand Gregorovius studiert.

Es war eben ein Volk, bis ins Innerste durchdrungen von dem Bewußtsein, noch immer überall dort zu herrschen, wo es einstmals vor Jahrtausenden geherrscht hatte.

Also über den halben Erdkreis!

Drittes Kapitel

Jetzt befand sich der Professor an dem Ort, in dem er sich nicht als Rudolf Müller, sondern als »Sor Rodolfo« fühlen durfte; also in seiner seelischen und zugleich künstlerischen Heimat. Denn hier hatte der Zwanzigjährige sich selbst erkannt; hier waren seine ersten römischen Landschaftsbilder entstanden, die schnell seinen Ruf begründeten, einen Ruf, der mit den Jahren zum Ruhm ward; hier kannte ihn jedes Kind; hier freute sich jedermann seiner Ankunft, die Jahr für Jahr am gleichen Tage erfolgte. Früher hatte er mit den Seinen den Casino Baldi bewohnt, jene allbekannte Gaststätte; allbekannt durch die Begeisterung deutscher Maler und Dichter für

das herrliche Felsenland. Nicht nur die Klassiker unter den deutschen Malern: Anton Koch und Friedrich Preller, hatten in dem weißen Hause auf dem grünen Hügel glückliche Zeiten verlebt; nicht nur Viktor Scheffel, Felix Dahn und Paul Heyse in der Herberge des biedereren Serafino Baldi gedacht und gedichtet – auch Rudolf Müller hatte durch seinen langjährigen Aufenthalt zu ihrem Ruhme beigetragen. In den letzten Jahren war er jedoch dem alten Hause der Baldi untreu geworden: seitdem die neue Zeit und die neue Kunst, die malende, bildhauernde und dichtende, darin ihren triumphierenden Einzug gehalten. Dieser neuen Zeit und Kunst war der Alternde und Altmodische entflohen und hatte sich in einem Hause hoch über der altertümlichen Stadt ein eigenes Heim, die »Casa Tedesca«, gegründet. Denn deutsch, urdeutsch wollte Professor Müller trotz seiner fanatischen Italienliebe sein und bleiben, Wäre er noch jung gewesen, so hätte man bei ihm von einem tragischen Konflikt sprechen können: einem guten deutschen Mägdlein angetraut, war er der Leidenschaft zu einer heißblütigen Römerin zum Opfer gefallen; nicht imstande, aus den Netzen der römischen Sirene sich zu lösen, hielt er seiner hellhaarigen und helläugigen Hausfrau die seelische Treue. Es entstand nun die Frage, welches der beiden Frauenwesen zuallerletzt als Siegerin hervorgehen würde?

In der Casa Tedesca führte Tante Minchen – ihr Bruder nannte sie in vertraulichen Augenblicken ostentativ »Minona« – als Hüterin des Herdes das Zepter. Doch war diese Herrschaft durchaus nicht unbestritten, mußte im Gegenteil in heißer Fehde stets von neuem errungen werden; es schien sogar höchst zweifelhaft, wem der endgültige Sieg verbleiben würde. Die Widersacherin Tante Minchens war keine andre als Dame Filomena, Fräulein Romanas einstige Frau Amme. Wollte die Naumburgerin auf gute deutsche Art Wirtschaft führen, so hielt es Dame

Filomena für natürlicher und für sie angenehmer, auf echt römische Weise zu hausen. Diese Ansicht begründete sie einfach und schlagend damit, daß ihr Herr sich nicht in seinem lieben Deutschland, sondern in ihrem schönen Italien befand. Aber trotz der römischen Minona beharrte Tante Minchen auf den Gepflogenheiten ihrer heimatlichen Saalestadt. Aus solchen gewichtigen Gründen tobte beständig der Kampf zwischen den beiden häuslichen Gewalten. Übrigens wäre ohne diesen Streit für des Professors engelgleiches Fräulein Schwester das Leben gar zu reizlos gewesen ...

Kaum war Sor Rodolfo in Olevano eingetroffen, so füllte sich das Haus mit Volk jeglichen Standes, Geschlechts und Alters. Es waren die Gevatterinnen und Basen, die Neffen und Söhne der Neffen Dame Filomenas, deren Familie zu den besseren des Ortes gehörte und sogar Honoratioren zu den Ihren zählte; war doch ihr Vetter Sindakus von Olevano, also Herrscher über das Völkchen der kleinen Felsenstadt. Dieser Sindakus, Virgilio Minardi mit Namen, besaß einen einzigen Sohn, der in Rom »Advokatur« studiert hatte; und ein Advokat konnte es bekanntlich in Italien zum Deputierten, sogar zum Staatsminister bringen. Nebenbei gesagt war der junge Amerigo ein Adonis von Antlitz und Gestalt. Gegenwärtig tat der Götterjüngling nichts, rein gar nichts, lebte in seiner Vaterstadt ganz als »Signore«, beehrte tagtäglich Olevanos einziges Kaffeehaus mit seiner Gegenwart, schlürfte, je nach der Jahreszeit, entweder einen »Schwarzen« und einen Wermut oder eine Limonata und eine Granita, politisierte stundenlang beim Apotheker und Barbier mit andern im Nichtstun ihm ähnlichen Jünglingen, verzierte mit seiner schlanken, nach letzter Mode gekleideten Person, stundenlang die Piazza und wartete. Worauf wohl? Weniger auf eine Advokatur, die von ihrem Inhaber immerhin eine gewisse Tätigkeit erforderte, als vielmehr auf eine Frau,

die sich in sein glattes Gesicht verlieben und deren Vermögen ihn in Stand setzen würde, sein Leben ganz als »Signore« fortzuführen. Aber hübsch, bildhübsch war der faule Bursche und das nicht nur in den schönheitsdurstigen Augen Sor Rodolfos, sondern auch für das in heimlicher Liebe entbrannte Herz der guten, leider nicht mehr allzu jugendlichen Romana, deren Reize außer in ihrem wirklich prachtvollen goldblonden Haar in einem recht ansehnlichen Vermögen bestanden, was in Olevano allgemein bekannt und gebührend geschätzt wurde.

Die Casa Tedesca wimmelte also von dem Anhang der Dame Filomena, ohne deren Willen kein Ei und keine Tomate ins Haus gelangte: stand doch der berüchtigte päpstliche Nepotismus des Mittelalters in der bella Italia auch im zwanzigsten Jahrhundert immer noch in voller Blüte, und das nicht nur bei den Großen und Gewaltigen, nicht nur bei Kardinälen, Abgeordneten und Ministern, sondern nicht minder bei den Geringsten eines elenden Gebirgsnestes. Auch gegen diese ehrwürdige Einrichtung erwies sich Tante Minchens Kampf seit bald dreißig Jahren als vollkommen machtlos. Was den Herrn des Hauses betraf, so sah dieser auch darin echtes Römertum; ja er hielt den bedenklichen Brauch geradezu für ein Stück des alten Rom, also für geheiligt. Je mehr Name Filomenas Küche mit dem altertümlichen offenen Feuerherd, Bratspieß und Rost von alt und jung, Männlein und Weiblein belebt wurde, um so heimischer fühlte sich der Professor in seinem Hause, das unter einem Hain von Edelkastanien hoch über Stadt und Land lag, mit einem Rundblick bis ins Neapolitanische hinein ...

Die ersten Tage vergingen der Familie unter den freudigen Begrüßungen der Leute von Olevano. Sie brachten ihrem ältesten Sommergast ihre Gaben dar wie Vasallen ihrem Fürsten den alljährlichen Tribut. Die einen opferten einen

Fiasco Olivenöl, die andern ein Fäßlein Wein: »bianco spumante« oder »rosso ascutio« von besonders vorzüglicher Qualität. Oder sie erschienen mit einem fetten Kapaun, einem Dutzend in der Schlinge gefangener Vögel: Stieglitze, Finken, Grasmücken, oder einem Bunde wilder Spargel, einem Korbe Steinpilze und andern Leckerbissen der fröhsommerlichen Jahreszeit. Die Spender empfingen außer gerührtem Dank ansehnliche Gegengaben; nur beim Anblick der gewürgten Sänger des Waldes umdüsterte sich Sor Rodolfos strahlendes Antlitz. Jedes Jahr verbat er sich eindringlich derartige grausame Geschenke, jedes Jahr hielt er einen Vortrag über das Barbarische des Vogelmords und jedes Jahr ließ er sich die knusprig gebratenen Vögel herrlich schmecken. Nach dem Genusse erfolgte alsdann unweigerlich ein erneuter Ausbruch sittlicher Entrüstung, den Dame Filomena mit antiker Ruhe hinnahm, den Erzürnten durch ein Abendessen von eigenhändig gemachten Nudeln mit in Tomaten gedünsteten Pilzen wieder versöhnend. Es war dies eine Schüssel, die in solcher Vollendung im ganzen Lande Italien nur sie zu bereiten verstand. Mochte sie daher im Hause Müller Herrscherin sein und bleiben.

Viertes Kapitel

Im Casino Baldi wohnte unter anderen nordischen Sommergästen – das Haus wurde von der deutschen Künstlerschaft sozusagen mit Beschlag belegt – auch der Bildhauer *Heinrich Weber*. Er galt seinen Landsleuten für ein Genie und einen Mann der Zukunft, falls ihm eine solche beschieden sein sollte. Denn seine Freunde flüsternten von Tuberkulose, welche mörderische Krankheit gerade in seinem Alter – er stand Anfangs der Zwanzig – überaus gefährlich war. Niemand ahnte, ob der junge Künstler seinen Zustand kannte, und jedem flöste der arme

Jüngling mit dem blassen, fast weißen Gesicht und dem üppigen rotblonden Gelock innige Teilnahme ein. Jeder glaubte an ihn, an seinen Genius. Der ganze Mensch hatte etwas Lichtes, Leuchtendes, und das nicht nur in seinem durchgeistigten Gesicht und Blick, sondern auch in seinem Wesen. »Apollinisch-bacchisch« nannte es der Professor, dessen Liebling und Schmerzenssohn zugleich sein Freund Heinz war: Schmerzenssohn, weil sich Heinrich Weber in seiner Kunst durchaus als »Moderner« erwies, wozu er freilich als Sohn seiner Zeit alles Recht besaß. Seine Kompositionen waren von einem Stil, dem die strenge Antike – die Antike Griechenlands und Phidias' – jede Daseinsberechtigung abgesprochen hätte: Heinrich Weber »malte« in Bronze und Marmor. Dabei welches Talent und welch prachtvoller Mensch! Aber in seiner Kunst eine Persönlichkeit, die an sich nicht rühren ließ. Der Professor galt ihm als – eben als der »gute« Sor Rodolfo. Seine Bilder würdigte er keines Blicks, was der Alte als Zeichen seines sich Überlebthabens voll schweigenden Kummers hinnahm, den Jungen wegen dessen großen Könnens laut rühmend, zugleich um die Verirrung solcher Kunst heimlich trauernd und um die Gesundheit des jungen Freundes sich sorgend. Denn: »Wenn dieses gewaltige Talent und dieser herrliche Mensch von den Göttern zu sehr geliebt werden, also jung sterben sollte – es wäre ein Jammer, nicht auszudenken!«

Einstweilen wollte der scheinbar einem frühen Tode Geweihte leben. Ja, er wollte das Leben wie einen Becher, gefüllt mit berauschendem Trunk, an die Lippen setzen; wollte den vollen Pokal leeren bis zum letzten Tropfen; und nirgends auf der Welt wurde dem Künstler sowohl wie dem Menschen das trunkenmachende Lebenselixir mit solchen glühenden duftenden Rosen bekränzt wie in Italien, wie in Rom, dessen Herrlichkeit Erhabenheit war. In dem einen fanden sich daher der Alte und der Junge: in ihrer leidenschaftlichen Liebe zu Italien, wie sie in solcher

Reinheit nur in dem Herzen eines jener Barbaren von jenseits der Alpen entbrennen konnte, einem Opferfeuer gleich ...

Wenige Tage nach Ankunft der Familie Müller erschien in Olevano auch Heinrich Weber, leidenden Aussehens, aber lodernnd in Lebensgluten. In andern Jahren war er später gekommen. Diesen Frühsommer jedoch wollte er dem Volksfest der heiligen Trinität auf dem Monte Autore im Simbriotal, hoch über Subiaco, beiwohnen, eine Wallfahrt aller Völkerschaften der Felsenberge ohnegleichen in Italien. Der Professor hatte in früherer Zeit dieses Ereignis des öfteren genossen und davon dem Freunde begeisterte Schilderungen gemacht. Nun wollte dieser selbst sehen und staunen.

Allein würde er die weite Wanderung unternehmen. Nach dem Winter in Rom sehnte er sich nach Einsamkeit und innerer Einkehr, fühlte er das Bedürfnis nach neuen starken Eindrücken, nach Eindrücken, die ihm Italiens Natur und Volk geben sollten. Seit langem trug er sich mit dem Gedanken einer großen Komposition, die er bisher nur in schwankenden Gestalten geschaut. Es sollte eine Verherrlichung Italiens, eine Huldigung für das Vaterland Michelangelos sein, zugleich der monumentale Ausdruck jener Liebe der Deutschen zu dem Lande ihrer Sehnsucht, die bereits in den ältesten Zeiten deutscher Geschichte von tiefer Tragik für Deutschland war. Das Werk des jungen Künstlers sollte gewissermaßen die Verklärung dieser historischen Liebe bedeuten. Ihm war's, als sei dafür die Zeit gekommen und - als sei es für ihn die höchste Zeit ...

Im Morgengrauen brach er auf, nur das Notwendigste - es galt eine Nachtruhe auf dem Gipfel des Berges - eine warme Decke und einige bescheidene Nahrungsmittel im grünleinenen oberbayerischen Rucksack mit sich führend.

Nur in den italienischen Felsengebirgen konnte es, so meinte er, einen Sommermorgen von solcher leuchtenden Herrlichkeit geben. Auf der Landstraße, die steil aufwärts nach Subiaco führte, kam er an einem Walde hochstämmiger deutscher Eichen vorüber, feierlich und geheimnisvoll wie der Hain eines alten germanischen Gottes. Die schöne Waldung war – gleich der Villa Falconieri über der Weinstadt Frascati – inmitten der sabinischen Wildnis eine Scholle deutschen Bodens, überschattet von den Bäumen, daraus einstmals deutschen Helden der Siegeskranz gewunden ward. Den Wald umgab eine Umzäunung, deren Tor das deutsche Wappen hütete: ein Adler, der stolzeste aller Vögel der Erde! Kein deutscher Wanderer ging vorbei, ohne das Symbol deutscher Größe und Kraft freudig zu grüßen, es voll Glück als Begnadigung empfindend, Deutscher zu sein, ein Sohn des Volkes, welches am Rhein fest und treu die Wacht hielt...

Höher stieg die Straße, freier ward der Blick über das Felsenland. Aus den Schluchten brauten blaue Dünste auf. Wallenden azurnen Geweben gleich zogen sie empor zu den kahlen Graten, an denen in der fahlen Farbe des Gesteins die Ortschaften klebten, jedes Dorf eine Siedlung wie von einem Urvolk bewohnt. In dieser Welt gab es kein zwanzigstes Jahrhundert; gab es nur wilde Ursprünglichkeit. Der Mensch, der in dieser stolzen Welt geboren ward, darin lebte und starb, war kein Sohn einer Kultur, welche bald diese, bald jene Form annahm, sondern er gehörte zu der Natur dieser sonnenwärts strebenden Gipfel und von brausenden Bergströmen durchfluteten Schluchten; gehörte dazu, gleich dem Fels, der Steineiche und dem Raubvogel, der zwischen Erde und Himmel mit ausgebreiteten Schwingen sich wiegte.

Auf der Paßhöhe standen die Erikabäume noch in voller lichter Blüte, ein Märchenwald, der bewohnt werden

konnte von dem flötenblasenden, bockbeinigen Satyr und dem roßschweifigen Faun. Auch von Dryaden und Nymphen.

Wo der Weg die Schlucht erreicht, durch welche schäumend der junge Anio braust, darüber auf kühler Klippe die Klöster Sant Benedikts sich erheben, verließ der Künstler die Landstraße und folgte dem Laufe des Bergstroms, in dessen Fluten Kaiser Nero mit goldenen Netzen den noch heute berühmten Anioforellen nachgestellt hatte. Heinrich sah die Ruinen des Kaiserpalastes aus den Wirbeln ragen und über dem Abgrund hängen und gedachte des Wandels der Zeiten: dort, wo ein menschlicher Dämon, der in Rom die ersten Christen als lebende Fackeln auflodern ließ, sein »Sabinum«, ein Asyl seiner Lüste, gegründet, wurde die Scholle durch einen Verkünder eben jenes verfolgten Glaubens von den Geistern der Vergangenheit gereinigt, so daß die Stätte, die des Heiligen Fuß betrat, für alle Zeiten geweiht war...

Immer öder, immer gewaltiger die Felsenwelt! Schluchten und von Felsblöcken sich niederstürzende Kaskaden, Klippen und Klüfte, geheimnisvolle Grotten, schwärzliche Waldungen von Steineichen. Und in solcher Landschaft Kapellen und Siedeleien, Ruinen antiker Villen und Bauten des Mittelalters wie durch Zauber an scheinbar unzugängliche Schroffen gebannt. Hoch droben noch immer die Dörfer mit höhlenartigen Behausungen unter grauen Gipfeln, die zu dem Azur eines wolkenlosen Himmels aufstiegen, und, wie die Stimme dieser Natur selbst, in Wolkenhöhen ein Adlerschrei. Nicht ein einziger Reiz dieser Schöpfung ging dem Auge und Sinn des Nordländers verloren. Es war eine monumentale Welt, erschaffen von demselben göttlichen Geist, der Michelangelo beseelt hatte, jenen Michelangelo, der den